

ZURÜCK AUF ANFANG

Einige Jahre zuvor hatte ich von all dem noch keine Ahnung. Ich wusste nichts von El Salvador, seiner Hauptstadt, von Borkman – und ganz sicher nichts von nächtlichen Schüssen. Genau genommen wusste ich nicht einmal, wie man einen Backpack richtig packt. Im Gegenteil: Ich war ganz typisch in Deutschland als Arbeitnehmer unterwegs.

Ich steckte mitten in einer Ausbildung zum Informations- und Telekommunikationskaufmann – wurde also Fachhändler einer Computersoftware für kaufmännische Unternehmen, die sich um Buchhaltung, Rechnungswesen, Produktion und Warenwirtschaft drehte. Besonders zu Beginn meiner Ausbildung saß ich die meiste Zeit im Supportcenter, das neben mir aus zwei weiteren Mitarbeitern bestand. Jeder von uns hatte einen kleinen Schreibtisch mit zwei Bildschirmen – und wer sich in Sachen Kundensupport ein bisschen auskennt, weiß, dass es hier nur darum geht, den ganzen Tag am Computer zu sitzen und darauf zu warten, dass Leute anrufen, die irgendwelche Probleme haben. Letztendlich war es ein »Psychojob«, denn die meisten Kunden, die anriefen, nahmen alles komplett persönlich. Viele ließen ihren Frust an uns aus, es war immer alles super dringend und die Software ihrer Meinung nach sowieso kompletter Mist. Meine Kollegen und ich bauten also in unserer Arbeitszeit Probleme nach, um Lösungen zu finden – und am Ende handelte es sich zu 99 Prozent dann doch um einfache Anwendungsfehler der lieben Kunden, die jedoch immer König sind.

Im Anschluss an meine Ausbildung wurde ich in die Festanstellung übernommen, mittlerweile mit etwas verändertem Aufgabenfeld. Mein Chef hatte irgendwann erkannt, dass ich mehr im Vertrieb zu Hause bin. Da war ich also nun, ich trug Anzug, fuhr einen schicken Dienstwagen und besuchte Kunden vor Ort: Software vorzeigen, Demoversionen installieren, Verkäufe abschließen und Provisionen kassieren.

Montag bis Freitag stand ich früh auf, machte mir Kaffee, fuhr mit dem Auto zur Arbeit, rauchte eine Zigarette, arbeitete von 8.30 Uhr bis 17.30 Uhr – und dann fuhr ich wieder nach Hause. Am Wochenende ging ich mit Freunden weg, ins Kino, auf Partys, im Sommer auf Festivals. Sonntagabend machte ich es mir pünktlich um 20.15 Uhr auf meinem schönen roten Sofa vor dem Röhrenfernseher bequem. Am Montag dann alles von vorne. So ging es tagein, tagaus, insgesamt viereinhalb Jahre, unterbrochen von ein- bis zweiwöchigen Urlauben.

Und dann kam Neuseeland.

Genauer: Es kam der März 2009 – und mit ihm die Idee, nach Neuseeland zu reisen. Ich schätze, ich muss niemandem erklären, was März in Deutschland bedeutet: Es dämmt, wenn du aufstehst, und es dämmt, wenn du wieder heimkommst. Zwischendrin leuchtet dich künstliches Bürolicht an, und in den Zigarettenpausen frierst du dir auf dem Balkon den Hintern ab. Was sich gegen Ende des Herbsts andeutet und über den Jahreswechsel richtig schön anstaut, erreicht Anfang März seinen ultimativen Höhepunkt: die Winterdepression. Wir sind alle chronisch untersommert, blass, haben Vitamin-D-Mangel und laufen herum wie Zombies. Hey, ich hatte die Möglichkeit, diesem tristen, grauen, trüben, kalten, extrem ekligen Deutschlandwetter für drei Wochen komplett zu entfliehen. Ich sag's, wie es ist: Lange überlegen musste ich nicht.



NICHT DER STRAND, DEN ICH ANVISIERT
HATTE. ABER WIE SO OFT HAT DAS LEBEN
EINIGE ÜBERRASCHUNGEN PARAT.

AUF NACH NEUSEELAND

Total motiviert buchte ich einen Flug über Seoul nach Auckland sowie einen Campervan vor Ort und kramte den alten US-Army-Rucksack meines Vaters aus dem Schrank. Vor mir lag mein erster richtiger größerer Backpackingtrip! Ich stopfte alles Mögliche in den Rucksack: zwei Paar Sneakers, Flipflops, Wanderboots, Thermounterwäsche, Fleecejacke, Regenjacke, Mütze – also viel zu viel.

So spazierte ich einige Tage später mit rund 30 Kilo auf dem Rücken aus dem Flughafen in Auckland, einer Großstadt auf der Nordinsel, und knallte mit Karacho in eine Wand aus brennender Sonne. Komplet *pale*, also ausgebleichten weiß, wie ich war, fühlten sich die 25 Grad Außentemperatur an wie eine Sauna nach drei Aufgüssen: BÄMM!

Ich riss mir sofort meine Klamotten vom Leib, stand am Ende nur noch im T-Shirt da und freute mich wie ein kleines Kind: »Wohoo! Drei Wochen keine Arbeit! Endlich Urlaub! Endlich weg aus diesem Job! Einfach mal herumreisen!«

Mit diesem abgefahrenen euphorischen Gefühl im Bauch stolperte ich, von der Sonne geblendet, meinem Campervan der Firma Wicked Campers entgegen – einem alten, komplett bunten Exemplar, das mit jeder Beule »YEEHAAAA!« in die Welt zu brüllen schien. Ich schmiss meinen Backpack hinten rein, drehte das Radio auf und fuhr los. Ich wollte einfach nur raus aus Auckland, in die Wildnis, in die Natur – Ahnung von Neuseeland hatte ich keine. Ich wusste nur: Es soll verdammt schön sein. Und: Hier wurde *Der Herr der Ringe* gedreht. Lläuft.

Todmüde, aber vollgepumpt mit Endorphinen fuhr ich Richtung Osten. Mein Ziel sollte eine Halbinsel 55 Kilometer östlich von Auckland sein. Die Coromandel Peninsula ist eigentlich ein lang gezogenes Stückchen Festland, das sich jedoch anfühlt wie eine Insel. Dort sollte ein berühmter Strand sein, der Hot

Water Beach. Bei Ebbe laufen die Menschen hier raus und buddeln sich kleine Löcher in den Sand, aus denen plötzlich warmes Thermalwasser nach oben steigt und die selbst gebauten Badewannen füllt – kleine natürliche heiße Quellen.

Das war der Plan. Mit meiner Landkarte auf dem Lenkrad und Oldschool-Hip-Hop aus den Lautsprechern fuhr ich also direkt auf dieses Ziel zu – und dran vorbei. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war, aber ein dampfender Strand kam einfach nirgends in Sicht. Ich hatte keine Lust, weiter Kreise zu drehen, und landete schließlich gut gelaunt an einem anderen Strand. Kurzerhand entschloss ich: Ja, hier will ich übernachten. Ich zuckelte mit dem Van den Kies hinunter, sprang aus dem Auto und zog tief die Luft ein: Meer!



Ein paar Stunden später hatte ich mich in meinem Van eingerichtet und saß mit Klappstisch, Klappstühlen und einer Flasche Rotwein vor der geöffneten Seitentür. Während eines Strandspaziergangs hatte ich nach und nach trockenes Schwemmholz aufgesammelt, das jetzt auf einem Haufen zu meinen Füßen nur darauf wartete, ein knisterndes Lagerfeuer

zu werden. Gesagt, getan – und wenn man in Neuseeland mit dem Camper unterwegs ist und anfängt, einen Feuerplatz zu bauen, bleibt man nicht lange alleine. Nach und nach gesellten sich andere Backpacker zu mir. Da waren Leute aus Deutschland, aus Frankreich, aus England, aus Irland. Am Ende reihten wir unsere Vans einfach aneinander und setzten uns alle zusammen um das Lagerfeuer. Ich war im Paradies.

Trotz meiner Müdigkeit war an Schlaf überhaupt nicht zu denken. Ich war so gespannt auf alles, was kommen würde. Gleichzeitig saß ich mit tellergroßen Augen vor den ganzen »echten« Backpackern und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Das waren wirkliche Backpacker, die Dinge sagten wie: »Ich bin schon seit drei Monaten unterwegs« oder »Die letzten sechs Monate bin ich in Asien herumgereist«.

**Vor einem Tag
hatte mich noch der graue
Himmel in Deutschland
angegammelt, jetzt saß ich
hier in kurzer Hose und
Hoodie neben diesen
krassen Menschen
am anderen Ende
der Welt.**

Für mich war es damals komplett surreal, dass man für so lange Zeit reisen konnte. Ich war, ehrlich gesagt, schon von meinen drei Wochen absolut begeistert. So saßen wir zusammen, und ich lauschte spannenden Geschichten über Kambodscha, den Amazonas in Peru, andere Kulturen, Abenteuer, die ich sonst nur aus *Indiana-Jones*-Filmen kannte, oder über wilde Partys am Strand. Gebannt hörte ich den Erzählungen eines französischen Pärchens zu, das schon eine komplette Welt-

reise hinter sich hatte. Während das Lagerfeuer immer weiter schrumpfte, wurde mein Herz immer größer. Vor einem Tag hatte mich noch der graue Himmel in Deutschland angegammelt, jetzt saß ich hier in kurzer Hose und Hoodie neben diesen krassen Menschen am anderen Ende der Welt. Ich hörte das Feuer knistern, die Wellen rauschen, und eine warme Brise wehte mir um die Nase – es war wie ein wahnsinniger Traum.

Das war mein erster Abend in Neuseeland.

Als sich nach und nach alle in ihre Betten verkrochen, saß ich noch eine Weile draußen. Ich trank den Rest des Rotweins und fühlte mich vollgefressen mit Marshmallows und Keksen. Irgendwann legte ich mich dann auch in meinen Van und ließ die Schiebetür einen ganz kleinen Spalt auf. Es war dunkel, hinten durch das Fenster konnte ich den klaren Sternenhimmel sehen, das Meer spielte den Sound der Nacht, und ich war einfach nur glücklich. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal so komplett ausgeglichen im Moment gelebt hatte. Ich dachte nicht an Arbeit, an Kunden, an Projekte oder ob meine Urlaubsvertretung ihren Job hinbekäme. Das alles war einfach ausgeblendet. Vor mir lagen Abenteuer und unendliche Tage in Neuseeland. Als ich da so lag, hinten im Van, fing ich an, richtig breit zu grinsen.

Und das hörte die nächsten drei Wochen auch nicht mehr auf.

Das französische Pärchen vom Abend zuvor schlenderte am nächsten Morgen in brüllender Hitze an meinem Bus vorbei, begrüßte mich fröhlich und lud mich direkt zum Frühstück ein. Kurze Zeit später saß ich mit einem Kaffee in der Hand am Campingtisch, vor mir einen Crêpe, und fragte typisch deutsch: »Was habt ihr so vor? Was ist euer Plan? Wohin geht's bei euch als nächstes?«

»Keine Ahnung«, kam es zurück.

Ich nahm einen Schluck Kaffee und drehte den Kopf in Richtung Meer.

»Krass«, dachte ich, »ich hab eigentlich auch keine Ahnung.«

Rückblickend kann ich heute sagen: Ich hatte wirklich so was von überhaupt keine Ahnung.

WHAT IS IT GOOD FOR?

Warum ist das so, dass wir in Deutschland immer und für alle Pläne haben? Egal, für was – was du täglich machst, was du in dieser Woche vorhast, in den nächsten Wochen, in den kommenden fünf Jahren. Warum heißt es: »Wo sehen Sie sich in zehn Jahren?« Warum heißt es nicht: »Wo sehen sie sich genau jetzt?«

In dem Moment, am Frühstückstisch, beschloss ich, diese zwei kleinen Wörter der Franzosen zu verinnerlichen, aufzusaugen: »keine Ahnung«. Ich saß dort am Strand auf dem kleinen Campingstuhl, trank meinen Kaffee, schaute auf das Meer – und ließ los. Kein »Ich muss fort, ich muss einpacken, ich muss da und dahin«. Ich lebte in den Tag hinein, genoss das Fehlen von Zeitdruck. Das war der Wahnsinn.

Als ich Lust hatte, fuhr ich die ganze Coromandel Peninsula hinauf, bog dann nach Süden ab und betrachtete die sich im Fünfinuentakt ändernde, fast unwirklich anmutende Landschaft, die aus Meeresbuchten, Wiesen, Bergen und türkisen Bächen bestand. Irgendwann erreichte ich den Lake Taupo, der so ziemlich genau in der Mitte von Neuseelands Nordinsel liegt. Ich stieg in einem Hostel ab und lernte sofort wieder eine Menge Leute kennen – Weltreisende, Work-and-Traveller, Abenteurer.

Einer von denen schlug vor: »Wie sieht's aus – Fallschirmspringen?«

Ich dachte: »Alles klar, lass uns Fallschirm springen!«

Wenig später lief ich in einem roten Sprunganzug über das Rollfeld auf ein kleines Flugzeug zu. Mein Skydiving-Buddy Chris erklärte mir, auf was ich achten müsse. Ich war mega nervös, und Chris bemerkte natürlich die unter einer hauchdünnen Schicht Coolness pochende Aufregung.

»Relax einfach, ich mach alles, du genießt nur den Flug!«

Ich dachte nur: »Ja, krass, du steigst jetzt gleich in ein kleines Flugzeug, und es fliegt



EINE NICHT GANZ ALLTÄGLICHE FRAGE:
WIE ATMET MAN BEIM FALLSCHIRMSPRINGEN?

ganz, ganz hoch, und du springst dann da raus. Bist du eigentlich bescheuert?«

Chris sah meinen Blick, lachte und fing an, diesen 70er-Jahre-Song von Edwin Starr zu singen: »What is it good for? Absolutely nothing!«

Dann hob die Kiste ab. 12.000 Fuß. Hinten im Flugzeuginnenraum drängten sich insgesamt zwölf Leute aneinander. Sechs davon, wir Backpacker, zugegebenermaßen reichlich bleich im Gesicht, die anderen sechs, die Sprungbuddys, hätten entspannter kaum sein können. Als wären 12.000 Fuß nicht genug, schallte plötzlich die Stimme des Piloten durch das Flugzeug: »Do you want some no gravity?«

Bitte was?

Schon begann der Steilflug von gefühlt 90 Grad nach oben. Das war der harmlose Teil. Denn direkt im Anschluss ging es im krassen Sturzflug nach unten. Die Schwerkraft wurde einfach ausgehebelt, und wir alle hoben ein paar Zentimeter von unseren Sitzen ab.

»Oh, wow! Scheiße! Scheiße! Was geht ab?«, war ungefähr alles, was ich noch denken konnte – und da blinkte die rote Leuchte im Flugzeug: drei Minuten bis zum Sprung.

Ganz ehrlich, ich habe eigentlich keine Höhenangst. Aber dann packte mich Chris, und es hieß: Auf zur Tür! Keine Ahnung, wo mein Magen da mittlerweile war, jedenfalls nicht dort, wo er eigentlich hingehört. Als ich dann am Flugzeugrand saß – wie ein kleines Känguru an Chris' Bauch gebunden – sah ich runter auf die schöne Landschaft, und es war alles einfach nur irre. In der Höhe setzt dein

Gefühl für Distanz aus, genau genommen realisierst du gar nicht, wie hoch das alles eigentlich ist. Es sieht aus wie eine Postkarte.

Chris streckte meine Arme aus, verschränkte sie vor meiner Brust, legte seine Hand an meine Stirn und schob meinen Kopf zurück auf seine Schulter.

»What is it good for?«, brüllte er durch den Wind in mein Ohr.

»Ab... Abso... Absolutely nothing?«, krächzte ich fragend zurück – und dann stürzten wir auch schon dem Abgrund entgegen.

Mein Adrenalinspiegel wiederum schnellte hoch wie dieses kleine Metallring bei Hau den Lukas auf dem Jahrmarkt. PÄNG!

Was mir allerdings vorher niemand gesagt hatte: Wie verdammt soll man eigentlich atmen, wenn einem die Luft in einer solchen Geschwindigkeit entgegen fliegt? Es war der Hammer! Schnell fand ich heraus: Einfach Mund auf und Zunge raus, dann funktioniert das Atmen ganz von selbst – auch wenn's scheiße aussieht. Chris hatte praktischerweise so einen kleinen Fotoapparat in seiner Hand und hielt das Ganze für die Ewigkeit fest.

Ich lebte für diese knappe Minute freien Fall. Sollte irgendjemand jemals Probleme haben, ins Hier und Jetzt zu kommen: Echt, spring Fallschirm! Ein bisschen Sorge hatte ich noch vor dem Moment, an dem Chris die Leine ziehen würde. Doch anstatt eines wirbelsäulenzerschmetternden Rucks glitten wir einfach so in einen sanften Abflug. Mein Körper fühlte sich an wie unter Starkstrom, gleichzeitig war mein Kopf völlig frei. Grinsend segelte ich mit Blick auf diesen wahnsinnig blauen See dem Boden entgegen. Kaum unten angekommen, platzte es auch schon aus mir heraus wie aus Baby Sinclair von der Dino-Serie: »Noch mal!«

AM ARSCH DER WELT

Ich fuhr weiter auf der Nordinsel herum und irgendwann erreichte ich die Stadt Rotorua. Schlammtümpel, Geysire und Heißwasserquellen geben sich hier die Klinke in die Hand. Weil die Stadt direkt auf einem Vulkan erbaut worden ist, kann man hier überall heißen Dampf sehen, der aus Erdspalten oder kleinen Tümpeln austritt. Es gibt natürliche Schwefelseen mit ganz verrückten Farben wie Pink oder Türkis. So etwas Abgefahrenes hatte ich bisher noch nicht gesehen, und ich freute mich, in die Stadt reinzufahren. Alles war einfach total schön. Doch kaum öffnete ich die Tür, um aus dem Auto auszusteigen, drehte es mir auch schon den Magen um, und ich musste fast brechen. Denn eines war mir nicht bewusst – was hauptsächlich daran lag, dass ich mit geschlossenen Türen und Fenstern fuhr: Die ganze Stadt stank nach faulen Eiern. Klar: Schwefel.

Die Natur also war wirklich traumhaft. Aber wirklich lange habe ich es dort nicht ausgehalten, in der Stinkestadt Rotorua. Oder wie ich sie fortan bezeichnete: das »Arschloch der Welt«.



DIESER SCHWEFELGERUCH
ERINNERT AN SCHWER BEKÖMMLICHE
NAHRUNGSMITTEL
IM VERDAUUNGSTRAKT.